

Achtzehn in 1943

Achtzehn in 1943

Johann van Rossum

Die Ähnlichkeit des Namens der Hauptfigur mit dem des Autors ist ungewohnt. Die Entdeckung eines Grabs mit dem Namen machte den Autor neugierig auf die Person in diesem Grab.

Johann van Rossum

Umschaggestaltung und Illustration: Autor

Karten: atlantvolden.dk

Redaktion: Wolfgang Hüllenkrämer

Herausgeber: Brave New Books

ISBN 9789465381664

©johannvanrossum 2025

www.johannvanrossum.nl

1

Jetzt, wo ich gerade heute duschen kann, höre ich das beängstigende Brummen eines Lancasters, der sich nähert. Eine halbe Minute später liege ich nackt und zusammengekrümmt unter den Trümmern des Sanitärbaukomplexes; ein Volltreffer hat das Hauptgebäude völlig zerstört! Über das Kasernengelände hallen panische Schreie; sie sind kaum zu überhören, da sie unter den Trümmern aus verbogenem Stahl und Beton durchdringend stöhnen. Erst als ich versuche, einen verwundeten Kameraden unter einer Betonplatte hervorzuziehen, werde ich mir meiner Nacktheit bewusst. Wo ich mich ausgezogen habe, steht nichts mehr; Flammen fressen sich durch die Brennbarkeit der Toiletten- und Duschräume. Das Munitionsdepot könnte jeden Moment der Feuersbrunst zum Opfer fallen, die englische Bombe auf dem Gewissen hat.

Wie aus dem Nichts tauchte der Bomber auf; kein Radar hatte ihn entdeckt, keine Flugabwehrkanonen waren in Stellung gebracht; wir wurden von dem Luftangriff völlig überrascht.

Der Oberleutnant der Luftabwehr eilt herbei und hilft mir, den Unglücklichen zu befreien; zu zweit gelingt es uns schließlich, den Mann unter der Platte hervorzuholen. In der Zwischenzeit sind Sanitäter eingetroffen, die sich weiter um ihn kümmern.

„Hier, nimm meinen Mantel. Du bist ja völlig nackt. Bist du verletzt?“

„Danke, Herr Oberleutnant! Nein, ich glaube nicht, nur ein paar Schrammen. Ich war gerade unter der Dusche.“

„Schuhe, du musst dir irgendwoher Schuhe oder Stiefel besorgen. So kannst du hier nicht laufen. Sieh mal nach, ob vom Fourier Gebäude noch etwas übrig ist.“

Bulbjergs Verteidigungsstellung ist noch nie vom Feind angegriffen worden; wir haben zwar schon früher von drohenden Luftangriffen auf den nördlichen Atlantikwall bei Aggersund und Hanstholm gehört, aber die Flugabwehrkanonen wurden dort rechtzeitig aufgestellt. Unsere Stellung liegt viel weiter nördlich an der dänischen Küste. Als wir hier stationiert wurden, waren wir alle fest davon überzeugt, dass eine feindliche Invasion an der dänischen und

norwegischen Küste am erfolgreichsten sein könnte. An der niederländischen oder belgischen Küste, und vielleicht auch an der nordfranzösischen Küste, konnten wir den Feind weniger schnell erwarten.

Angesichts der großen Verluste im Osten und des Vormarsches von Stalins Armee wird es auch von Westen her weitere Bedrohungen geben. Nach Aussage der Armeeführung sind wir darauf gut vorbereitet.

Ich habe diesen Krieg nicht gewollt, wie die meisten meiner Landsleute auch nicht. Wir leben nun seit fast einem Jahrzehnt unter einem Regime, das wenig Toleranz gegenüber Andersdenkenden hat; der Terror einer Minderheit, die gnadenlos bestraft, was ihr nicht gefällt. Als ich mich vor zwei Jahren zum Militärdienst melden musste, habe ich überlegt, ob ich mich weigern und untertauchen sollte; das hätte zweifellos schlimme Folgen für meine Familienangehörigen gehabt. Ich schätze mich glücklich, dass ich nicht zu den Truppen gehörte, die an die Ostfront geschickt wurden. In Dänemark herrscht nicht nur ein angenehmeres Klima; die Bevölkerung war anfangs auch nicht sehr deutschfeindlich und nahm es hin, dass wir die Verteidigung ihres Landes übernahmen. Das hat sich in den letzten Jahren deutlich geändert. Die Zusammenarbeit mit der dänischen Regierung ist eingestellt, der Widerstand in der Bevölkerung nimmt zu, Sabotage an deutschen Angelegenheiten ist an der Tagesordnung. Ich versuche, mich so weit wie möglich von den Geschehnissen um mich herum fernzuhalten; ich wechsle meine Schichten, melde mich nie, um zum Beispiel Vergeltungsmaßnahmen durchzuführen; in den zwei Jahren, die ich hier stationiert bin, musste ich meine Waffe noch nicht benutzen. Ich hoffe, dass ich sie nie gegen ein Lebewesen einsetzen muss.

Von dem Fourier-Gebäude ist nur noch wenig übrig; in den Trümmern versuche ich, unbeschädigte Kleidungsstücke zu finden ist die einigermaßen zu meiner Körpergröße von einem Meter achtundachtzig passen. Stiefel Größe sechsundvierzig; ich musste sie in den Überresten des Gebäudes suchen. Ich trage wieder eine Wehrmachtsuniform; den Offiziersmantel der Kriegsmarine werde ich dem Oberleutnant später zurückgeben.

Es gibt sofort viel zu tun, Menschen werden unter den Trümmern hervorgeholt, manchmal verletzt, häufiger aber leider tot. Die Verwundeten werden in das Feldlazarett gebracht, die Toten identifiziert und in Leichensäcke gelegt.

Ich merke jetzt, dass mein Ausweis, mein Armeheft, meine 'Hundemarke', mein Erkennungsblech, die Halskette mit dem Schildchen mit der Armeenummer und alles, was beweisen kann, dass ich bin, wer ich bin, weg sind. Meine persönlichen Gegenstände sind unter den Trümmern begraben; ich bin namenlos geworden.

2

Ich hatte eine schöne Kindheit; ich wuchs mit meiner Schwester Gisela und meinem kleinen Bruder Gerhard in einer guten Familie in dem Grenzdorf Elten bei Emmerich auf. Mein Vater arbeitete bei der Bahn; weil er nie in die Nazipartei eingetreten ist, wurde er erst spät Beamter im öffentlichen Dienst.

Mein größtes Hobby sind meine Brieftauben. Als der Krieg ausbrach, war eine der ersten Vorschriften, Hobbytauben einzusperren; wenig später folgte das Verbot der Taubenhaltung. Taubenpastete und Suppe aus Taubenfleisch standen einige Wochen lang auf dem Speiseplan. Ich mochte das nie.

In den Kriegsjahren hinter uns hatten wir es nicht schlecht. Meine Mutter kommt aus der Landwirtschaft, wir hatten Hühner, Schweine und immer viel Milch und Kartoffeln.

Nach der Volksschule habe ich eine Lehre bei der Bahn gemacht; mein Vater hatte dort einen guten Job, ich wollte auch so einen Job.

Im September 1943 erhielt ich den Einberufungsbefehl zum Wehrdienst. Während meiner Rekrutierungszeit war ich in Radevormwald stationiert, einer Stadt im Bergischen Land bei Wuppertal. Als 18-Jähriger interessiert man sich für andere Dinge als Marschieren, unter Stacheldraht hindurchkriechen und durch Schlamm waten, Gewehre auseinandernehmen und wieder zusammenbauen; die Mädchen, die sich flirtend vor den Kasernen aufhalten, sind viel interessanter als alles, was wir über die Verteidigung unseres Landes lernen können.

Ich überstehe die Ausbildung zum Infanteristen; die Ausbilder konnten mich jedoch nicht davon überzeugen, dass mein Gewehr meine beste Freundin ist; so weit reicht meine Fantasie leider nicht. Vorerst bleibe ich im Bergischen Land stationiert; in Kriegszeiten gibt es für die Armee keinen Wochenendurlaub.

In den seltenen Momenten, in denen wir uns außerhalb des Kasernengeländes vergnügen dürfen, lerne ich andere Freundinnen als meine Karabiner 98K kennen. Ich muss jetzt keineswegs meine Vorstellungskraft bemühen.

Nach einem halben Jahr werde ich an die dänische Westküste versetzt.

Die Verteidigung der Westfront ist Aufgabe der deutschen Truppen in Bulbjerg; das bedeutet, dass wir die britischen Short Stirling- und Lancaster-Bomber mit Flugabwehrgeschützen beschießen, sobald sie in Sicht kommen. Die Bedienung der Flugabwehr liegt in den Händen der Kriegsmarine. Die Aufgabe meiner Einheit ist die Bewachung der Verteidigungsstellung; dem dänischen Widerstand gelingt es immer häufiger, das Material zu sabotieren.

Zu der spärlichen Berichterstattung über den Kriegsverlauf kommen die Gerüchte über die wechselnde Stimmung unter den Dänen. Als sie von den zunehmenden deutschen Niederlagen an der Front hörten, kam es zu zahlreichen Kämpfen zwischen jungen Dänen und deutschen Soldaten. Die gleichzeitige Zunahme von Sabotageakten durch Widerstandsbewegungen facht die Stimmung noch weiter an. Im August explodiert die Situation mit Streiks in Odense und Esbjerg, die auf viele andere Städte übergreifen.

Arbeiter aus Großbetrieben führen an, was sich allmählich zu einem reinen Aufstand mit Demonstrationen und Straßenkämpfen gegen deutsche Soldaten und dänische Behörden entwickelt. Vor diesem Hintergrund versuche ich, so unsichtbar wie möglich zu bleiben, was für mich mit meiner Größe nicht einfach ist. Mit meiner Körpergröße überrage ich meine Mitsoldaten bei weitem; wenn wir uns aufstellen, achte ich darauf, dass ich in der letzten Reihe stehe.

Die Tage der Bergung von Leichen, der Pflege von Verwundeten und der Trümmerbeseitigung liegen hinter uns; wir versuchen, die Verteidigung der Westfront mit der Handvoll Soldaten fortzusetzen, die von der Einheit in Bulbjerg übrig geblieben sind. In den Bunkern am Strand sind Flugabwehrkanonen aufgestellt; von den Stränden aus haben wir wenig Gefahr zu befürchten: Drahtzäune und Landminen verhindern den Zugang vom Meer aus. Das Dünengebiet hinter den Bunkern ist durch ein Netz von Stolperminen praktisch unzugänglich. Die Besatzung des Bunkers wird von jemandem, der sich in dem Terrain mit den Drahtzäunen und Minen gut auskennt, sicher durch die Dünen geleitet.
